



DIE FAHRTE DES JAGUARS

ROMAN

EDDA
NOREIA



edition fischer

Edda Noreia
Die Fährte des Jaguars

Edda Noreia

Die Fährte des Jaguars

Roman

2. Auflage 2016



edition fischer

Die Handlung dieses Romans sowie die darin vorkommenden Personen sind frei erfunden; eventuelle Ähnlichkeiten mit realen Begebenheiten und tatsächlich lebenden oder bereits verstorbenen Personen wären rein zufällig.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2. Auflage © 2016 by edition fischer GmbH
1. Auflage © 2009 by edition fischer GmbH
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Titel: © Ana Vasileva – fotolia.de
Schriftart: New Century 11pt
Herstellung: RGF/bf
Printed in Germany
ISBN 978-3-86455-083-6 PDF

ERSTER TEIL

Ich vernichte
deine hilfreichen Götter!
Wohin ich auch gehe,
färbt der Himmel sich rot!
Die Erde spaltet der Blitz!
Ich schleudere ihn! Ich!

Rufst du um Hilfe?
Niemand hört dich!
Allgegenwärtig
in der mondlosen Nacht
bin ich und warte!

Schau mir ins Antlitz!
Dein pochendes Herz
wird in meinen Händen
zu Staub!
Willst du dich retten?
Zerstören muss ich!
Das Nichts erschaff ich!

Gehüllt
in meinen weißen Mantel aus Sturm
hol ich dich
heim!

*(Lied des Gottes der Zerstörung,
Mayu, Quechua-Stamm)*

1. KAPITEL

Genauso hatte ich mir meine Festnahme vorgestellt:

Jemand tippt mir eines Morgens, knapp vor Sonnenaufgang, auf die Schulter und sagt:

»Anica Dupret? – Stehen Sie auf und kommen Sie mit!«

Ich hatte mich nach einer überstürzten, riskanten Flucht an die Küste nur ein paar Meter von meinem Schlafplatz entfernt. Zum Versteck taugte dieser Ort bei Tag genau genommen nicht weniger als jeder andere hier am Strand.

Also hocke ich reglos, mit vor Kälte steifen Gliedern unter einer Klippe, die blasse Weite des Horizonts in den Augen, die Lungen vollgepumpt mit dem Atem des Meeres und stelle mir vor, nichts weiter als ein bizarres Stück Strandgut zu sein. Und da kam einer und stieß mit dem Fuß daran. Das war alles.

Ohne Eile, in scheinbarer Selbstvergessenheit, drehe ich mich um und äuge in ein mir nur zu vertrautes Bullengesicht: hohe Backenknochen, schmale Lippen, die Mundwinkel ein wenig herabgezogen: Kommissar Pinot! Hast du mich endlich eingeholt?! Mich und meinen Schatten?!

Unter den aufblühenden Lichtkaskaden eines neuen Tages stemme ich mich schließlich von meinem Fels-

brocken hoch. Der vor mir heruntergeleierte Tatbestand meiner mutmaßlichen Verfehlungen hallt mir noch in den Ohren, während ich mich langsam in Bewegung setze.

Noch immer verspüre ich weder Angst noch Bedauern. Denke nur so nebenbei, dass es jetzt an der Zeit wäre, wenigstens der Form halber zu protestieren, die zu Unrecht Beschuldigte herauszukehren.

Ich tue nichts dergleichen. Ich schweige. Ich gehorche.

Nur einmal noch bleibe ich stehen.

Über der sanft hingestreckten, weiß schimmernden Bucht liegt der Zauber eines noch unberührten Tages, dieses Synonyms aller nur vorstellbarer Möglichkeiten. Warum aber erfüllt mich ausgerechnet heute ein vages Bedauern über die vertane Chance, diesen Tag nicht auf meine Art zu Ende leben zu können? Nicht zum ersten Mal werden jetzt andere über mich und meine Bedürfnisse bestimmen.

Weitergehen! – Ich stolpere. Richte mich wieder auf. – Eskortiert von zwei Polizisten, durchmesse ich schließlich langsam das letzte Stück vermeintlicher Freiheit, schreite erhobenen Hauptes auf glitzernden Steinen dahin, ein großartiger Auftritt vor einer großartigen und majestätischen Kulisse.

Die Tür des Polizeiwagens öffnet sich. Eine Polizeipranke legt sich auf meinen Scheitel, drückt meinen Kopf mit derber, gewohnheitsmäßiger Routine unter das Autodach, und gekrümmt, mit gefesselten Händen, falle ich auf den knarrenden Sitz, setze mich mitten hinein in den Geruch von Leder und fremder Ausdünstung. Und jetzt erst zerreißt mich die Endgültigkeit dieses Augenblicks.

Die ersten Vernehmungen schleppen sich für meine Widersacher ergebnislos dahin. Ich habe nichts zu gestehen.

Pinot und seine Drogenschnüffler aber lassen keine Hoffnung auf ein faires Verfahren aufkommen. Sie tun, als hätten sie den Fang ihres Lebens an Land gezogen, machen kurzen Prozess mit mir.

Nackt ausziehen! Untersuchung! Erniedrigung! Dieses ganze perfide Spektrum polizeilicher Machtentfaltung! – Ich sollte einiges dergleichen gewöhnt sein. Diese mörderischen Tage meiner Verschleppung sollten meine Sensibilität bis zum Minimum abgeschliffen haben.

Doch ich verharre im Dauerschock. Stehe außer mir. Sehe mir selber bei all diesen unwürdigen erzwungenen Aktivitäten zu, unfähig, sie meinem eigenen Leben zuordnen zu können.

Und schließlich von Neuem diese zermürbenden Verhöre!

Ich leugne alles. Verschanze mich hinter meinem Gewissen. Ich weiß nichts von den Aktivitäten jenes Drogenhändlers, dessen Komplizin ich während der vergangenen Wochen gewesen sein soll. – Er ist tot. Und eigentlich sollte auch ich tot sein.

Aber ich bin es nur zur Hälfte.

Jene letzte Instanz, das große Unbekannte, an dessen fiktive allmächtige Existenz die Wundergläubigen unter uns sich bisweilen mit geradezu verzweifelter Hartnäckigkeit klammern, hat offenbar den besseren Teil meines Ichs verschmäh.

Als ich an jenem Tag X neben meinem Peiniger aus einem totenähnlichen Zustand wiedererwachte, musste ich – ob ich wollte oder nicht – mit jener einen Hälfte weiterleben, die gerade dazu ausreichte, um meinen Schwur zu erfüllen. Um endlich die so lange geplante Tat zu voll-

bringen. – Ihr habt mich nicht nach ihr gefragt. Noch nicht. Aber ich weiß: Morgen oder übermorgen wird diese Schonfrist zu Ende sein. Dann wird sich die Schlinge um meinen Hals enger und enger ziehen.

Was also soll ich tun?

Mein Schweigen schreit: Ich bin schuldig! – Meine Worte aber sprechen mich von jeglicher Schuld frei. – Fassungslos, verwirrt, hasserfüllt höre ich meiner eigenen Stimme zu, die meine ganz persönliche Wahrheit Lügen straft, immer wieder, bis sie es endgültig aufgibt, auf irgendwelche eurer Fragen zu antworten.

Der Kommissar, der sich da in der kalkweißen Vorhölle des Verhörzimmers vor mir aufgebaut hat wie ein Relikt aus einem schweren, nicht abzuschüttelnden Traum, weiß nichts von meinem inneren Dilemma. – Die Sonne geht bereits unter, der Widerschein ihrer roten Schleier breitet sich über die Kahlheit des Wachzimmers aus und ich habe aufgehört, an die Möglichkeit eines Entrinnens in meine eigene geheime unsichtbare Freiheit zu glauben.

Meine Passivität, meine Apathie, meine totale innere Abwesenheit haben ein wenig Wirkung gezeigt.

Am Ende einer Reihe von ermüdenden, quälenden Verhören, in denen ich mich offenbar im klinischen Sinn ›auffällig‹ verhalten habe, werde ich einer Polizei-psychologin vorgeführt, die meinen seelischen Zustand nunmehr professionell unter die Lupe nimmt.

Verschlüsselte Fragen verdecken gekonnt die Kälte wissenschaftlicher Routine. Langmut ist angesagt. Meiner verstockten Stummheit begegnet Toleranz.

Ich werde also verstanden? Umso besser! Das entbindet mich neuer, sinnloser Anstrengungen, über meine tatsächlichen oder vermeintlichen Verfehlungen Auskunft zu geben.

Die Psychologin tut, als wäre sie mit mir einer Meinung. (Sie offeriert mir Papier und Schreibutensilien.) Ob ich meine sogenannten ›Erlebnisse‹ vielleicht aufschreiben möchte? »Sie können die Sprache wählen. Als gebürtige Ausländerin haben Sie das Recht dazu.«

Dieses Angebot lehne ich kategorisch ab. Ich will mich nicht erinnern! Nicht auf diese öffentliche Weise! Meine Vergangenheit gehört mir allein! Dieses Ansinnen ist eine Falle, in die ich nicht tappen werde!

Schließlich nehme ich, trotz meines inneren Widerstandes, den Papierstoß in Empfang. Nicht, um mich einer Disziplin zu unterwerfen, die mir (bis auf ein paar heimliche stümperhafte Versuche) im Grunde fremd ist. Aber vielleicht würde mir diese Form der Auseinandersetzung mit meiner eigenen Vergangenheit am Ende helfen, besser mit mir selber umzugehen? Würde mich dazu anhalten, in diesen schlimmen Zeiten meinen eigenen Standpunkt zu festigen?

Meine Nachgiebigkeit wird jedoch gründlich missverstanden. Man erwartet ein Geständnis von mir. Kurz und bündig hingeschmiert auf ein, zwei Bögen Papier. Dein Leben ist für die Gesetzeshüter nur Kulisse, deine Vergangenheit wird auf einen Brennpunkt reduziert: den Beweis deiner Schuld.

Ich aber sitze in meiner Zelle, streiche gedankenverloren über das leere Blatt Papier, das vor mir liegt, und verspüre beinahe so etwas wie Rührung über seine weiße Unbeflecktheit.

Womit beginnen? Wie die mir zugeschriebenen Missetaten glaubhaft widerlegen? Und wie meine tatsächlichen Handlungen vor der Welt und gleichzeitig vor mir selber rechtfertigen? Aber will ich sie überhaupt rechtfertigen?

Kein Zweifel: Pinot und seine Kumpanen werden das Tempo in ihren Verhören verschärfen. Und irgendwann werde ich auf diesem glitschigen Terrain ausgleiten und fallen.

Worauf also kann und soll ich bauen? Auf meine bisherige polizeiliche Unauffälligkeit? Auf mein jugendliches Alter? Ein mulmiges Gefühl beschleicht mich bei dem Gedanken an meine kurze, turbulente, nicht ganz stubenreine Vergangenheit. Ich schiebe ihn beiseite. Verlege mich wie bisher aufs Warten. Verbringe die Pausen zwischen den Verhören in einer Art meditativem Stumpsinn.

Dasitzen und an gar nichts denken, die Bilder kommen und gehen lassen.

Als Kind hatte ich mir mein Leben manchmal als dunkelroten Teppich vorgestellt, dessen unzählige Ornamente beständig ihre Form veränderten. Zumeist zeigten sie unheimliche Fratzen. Und dann musste ich sie so lange anstarren, bis sie ihr Aussehen verschönerten.

Meine Gedanken verhaken sich in diesen fast vergessenen Fantasien meiner frühen Jahre, verfangen sich schließlich vollends in diesem Kaleidoskop aus Farben, Formen und Gerüchen.

Da ist zum Beispiel der Geruch der Erde unter meinen nassen Füßen. Die Falten meines Kleides kleben an meinen Beinen, während ich mich im Regen ins Gebüsch verkrieche. Der Park im Erziehungsheim ist an dieser Stelle halb verwildert, die sperrigen Äste stechen mir in den Hintern.

Im Haus sind die Lichter aufgeflammt. Die Kälte eines Spätherbstabends sickert langsam in mich hinein, bis in mein verstocktes Herz. Aber ich werde mich aus diesem Labyrinth aus Wut und Schuldbewusstsein befreien! Und ich werde es bald tun! Dieser Vorsatz ist der

erste Schwur in meinem Leben, den ich in diese Nacht pflanze wie einen jungen Baum.

Sie hatten mich, Anica Jancic, den elternlosen Heimzögling, nach diesem Furchtbaren, Unaussprechlichen, nie wieder Gutzumachenden, das ich im Haus meiner letzten Pflegemutter angerichtet hatte, unverzüglich hierher zurückgebracht. Hatten mich meiner Widerpenstigkeit wegen in ein abgelegenes Zimmer gesperrt. »Schwer erziehbar«, stand wohl auf dem imaginären Schild an meiner Tür.

Strenge und Güte, ich konnte sie in jenen Tagen nicht mehr voneinander unterscheiden. Aber sie waren vermutlich weder streng noch gütig zu mir. Sie ließen mich einfach allein. Lange und oft. Ratloses Wegsperrten: Diese Art von Bestrafung war wohl schon seit jeher in meinem Schicksalsbuch verzeichnet.

Ich hämmere an die Tür. Ich schreie. Ich schluchze. Damals konnte ich noch zu jeder Zeit bis zu Erschöpfung schluchzen. Aber es waren Tränen des Zorns, nicht der Reue.

»Antworten Sie! Ich habe Sie etwas gefragt!!«

Ich fahre auf. Man hat mich nach jenem psychologischen Debakel wieder einmal zu einem dieser sinnlosen Verhöre gebracht. Und ich bin wieder einmal in nachdenkliches Schweigen abgedriftet. Aber vor diesem Gebrüll kapitulieren allmählich meine angespannten Nerven. Ich bin drauf und dran zuzugeben, was die Bullen mir da an den Kopf werfen.

Zu meiner Verwunderung geht es immer noch einzig und allein um jenen Drogendeal größeren Ausmaßes, den die Polizei auch mit mir in Verbindung bringt. Zunächst versuche ich die Sache auf die gewohnte Weise durchzuste-

hen. Aber die verhörenden Beamten geben nicht auf. Immer wieder knallen sie mir Fotos von Typen vor die Nase, von denen ich zumindest einen kennen sollte:

»Da! – Fabrizio Antonioni! – Carlo Delucci! – Jacques Cailli! – Allesamt Kontaktpersonen zu Boris Petrov! – Nie gehört?!«

Ich trage Ratlosigkeit zur Schau. Die Gegenwart hat mich zurückgeholt.

»Jacques Cailli!«

Ich zucke erneut zusammen. Ich bin schreckhaft geworden seit den Tagen meiner Geiselhaft. Es ist, als stünde mein Peiniger wieder hinter mir, bereit, bei meinem geringsten Widerstand zuzuschlagen.

»Schauen Sie sich das Foto genau an!« Der Bulle, der mich in die Mangel genommen hat, scheint eine richtige Fährte zu wittern.

»Sie kennen diesen Mann! Ein Treffen zwischen ihm und Petrov hat definitiv diesen Herbst stattgefunden. Und Sie waren dabei!«

Ich überlege fieberhaft. Ereignete sich dieses sogenannte Treffen in jenem Haus, an dessen Hintereingang so geheimnisvolle Klopfzeichen ertönten? Und war das damals, kurz vor Petrovs letztem großem Ausbruchsversuch? Kleinlaut lasse ich den Wortschwall über mich ergehen.

An diesem Verhörtag, einem bleigrau eingefärbten Morgen, hat ein Stellvertreter von Kommissar Pinot die Leitung des Verhörs übernommen. Der junge Beamte zeigt Engagement. Er gibt sich kühl und unbeugsam. Und er hat nicht dieses sanfte trügerische Licht in den Augen wie sein Vorgesetzter, das in die Irre führt und zuweilen sogar Hoffnung auf Verständnis macht.

Dieser Bursche schaut mir mit einem abstrakten Zorn ins Gesicht. Seine Lippen bewegen sich wie Automaten.

Ich versuche einen Ausfall.

»Zu diesem Treffpunkt hat mich Petrov nicht mitgenommen. Ich war in einem anderen Domizil eingesperrt. Ich weiß nichts von einem Drogenhandel.«

»Lüge! Sie und Petrov verließen noch am selben Tag gemeinsam diesen Ort in Richtung Normandie! Wollen Sie uns für dumm verkaufen?!«

Die Polizei hatte uns also doch erkannt, damals, auf jener privaten Landepiste, als mein Peiniger zusammen mit mir wie durch ein Wunder ihrem Zugriff entkommen konnte.

Zerknirscht sinke ich in mich zusammen. Zu dumm, dass ich nicht mehr rauche. Trotzdem bitte ich um eine Zigarette.

Der Auftakt zum Reden? Irrtum, mein Kleiner. Ich muss einfach Zeit gewinnen. Vielleicht will ich aber auch nur sehen, wie du auf diese winzige Unterbrechung reagierst. Wie ruhig ist deine Hand beim Feuergeben? Zittert sie am Ende schon im Vorgefühl des nahen Triumphes? Ich wage einen raschen Blick in diese streng auf mich gerichteten Augen. Schöne Augen übrigens, von einem warmen, sinnlichen Braun. Schade, dass sie so ungnädig sind. In gespielter Schüchternheit senke ich wieder die Lider.

Beinahe schäbig komme ich mir jetzt vor. Wie giert dieser junge Mann danach, sich an mir zu profilieren! Und vielleicht hätte ich am Ende auch gar nichts dagegen einzuwenden. Aber meine und deine Welt, gestrenger Ordnungshüter, trennen in Wahrheit Galaxien.

Was geht mich im Grunde euer Kampf gegen die schmutzigen Geschäfte der Drogenmafia an! Ich kämpfe einen ganz anderen Kampf. Ich kämpfe um mein individuelles Überleben in einer von mir nicht mehr durchschaubaren Wirklichkeit.

Die Ebenen meines Daseins haben sich ineinander

verschoben, überlappen sich. Und in mir herrschen längst Zweifel und Verwirrung über mein tatsächliches Vergehen. Und einzig und allein darum muss ich meine eigene Rolle in diesem sich mir aufdrängenden Bildergewirr aus Schuld und Unschuld herauschälen, muss mich klar zu ihr bekennen können, muss unbeirrt den roten Faden meines Lebens abspulen dürfen bis zu diesem eben stattfindenden entwürdigenden Augenblick.

Dann, aber erst dann macht meinewegen mit mir, was ihr wollt.

Ermattet verschanze ich mich hinter meinem Glimmstängel, heuchle Müdigkeit und Zerstreutheit, kehre die Ausländerin hervor, die – trotz Dolmetsch – an den Feinheiten der fremden Sprache verzweifelt, appelliere an die Fairness der hiesigen Polizei. Und enttäuscht gibt der junge Beamte schließlich nach.

Mit einer ungeduldigen Handbewegung werde ich entlassen, darf aufstehen, aus dem Zimmer gehen. Aber etwas von mir, eine Art törichte, selbstzerstörerische Tapferkeit (ein Zustand, der mich seit meiner Festnahme nicht mehr verlassen hat), bleibt wie ein unfreiwillig überlassenes Pfand im Verhörraum zurück.